Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 19 (1896)

Artikel: Aus den Reisetagebüchern eines alten Zürchers : vide Zürcher Taschenbuch 1890

Autor: Escher-Hirzel, C.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-984875

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus den Reisetagebüchern eines alten Zürchers.

Vide Zürcher Taschenbuch 1890.

Mitgetheilt von C. Escher-Hirzel.

Nach mehr als 5 monatlichem Aufenthalt verließen die beiden Herren — mein Urgroßvater, Hr. Joh. Hch. Landolt[1]) und sein treuer Reisegefährte von Zürich — am 9. April 1785 Paris, und wandten sich nach Süden. Die Reise ging, jeweilen mit kurzem Aufenthalt an den bedeutendern Orten, über Fontainebleau, Sens, Dijon, Lyon, Avignon, Nimes, Montpellier, Toulouse nach Marseille, dann sich ostwärts wendend, der Nordküste des mittelländischen Meeres entlang nach Toulon, Hyeres, Nizza und nach Monaco.

Die Stadt Monaco, schreibt der Verfasser, liegt oben auf einem einzelnen Felsen, gleich an der See und ist sehr stark befestigt; sie scheint aber wenig Einwohner zu haben, die Straßen sind fast ganz öde. Frankreich hat das Recht, immer ein Bataillon Truppen hier in Besatzung zu haben; der Prinz kann diese Besatzung nicht leiden und hält sie sehr streng. Er selber ist fast niemals hier, sondern bringt den größten Theil seiner Zeit in Paris zu, wo er sich besser divertieren kann, als in seinem alten schlechten Schloß, wo man nichts sieht, als die ungeheure Fläche der See. Durchlaucht verstehen sich nicht übel aufs Finanzieren; jede Person, die im hiesigen Hafen landet, bezahlt 2 Sols für die Erlaubniß, sein Gebiet betreten zu dürfen; alle Schiffe, die an der Küste vorbeigehen — und das müssen sie, weil weiter hinaus Klippen und Untiefen sind — sind verbunden, hier anzu-

---

[1]) Dem Buche ist das Bildniß Joh. Hch. Landolts beigefügt.

halten und einen ziemlich starken Zoll von ihren Waaren zu geben; nur die französische, englische, holländische und dänische Flagge sind frei. Der Prinz hat auch für sein armseliges Ländchen eine eigene Tabaksfabrik angelegt. Kurz, alle Uebel großer Staaten findet man auch in dieser Monarchie en mignature!

Donnerstags den 2. Juni hatten wir sehr mit widrigen Winden zu kämpfen; die meiste Zeit mußten wir uns mit dem Ruder forthelfen. Diese schnelle Abwechslung der Land- und Seewinde ist aber etwas ganz ungewohntes in dieser Jahreszeit. Unsere 10 Ruderer sind sich der Arbeit sehr gewohnt; sie ruderten heute einmal 5 Stunden an einem fort. Gegen Abend war nicht mehr fortzukommen; das Meer ward ungestüm und die Brandung an dem felsigen Ufer sehr stark. Wir gingen bei Noli ans Land. Der Ort liegt schon auf genuesischem Grund und Boden. Hier erfuhren wir die erste italienische Prellerei. Der Wirth forderte uns für Fische, Omelette und Salat nebst einem Platz auf seinen unaufgerüsteten Betten 15 Livres de France, und proponirte unserm genuesischen Reisegefährten insgeheim, ihm seinen Antheil wieder zurückzugeben und uns zwei allein bezahlen zu lassen, wenn er zu der übermäßigen Forderung stillschweigen würde; aber dieser war so ehrlich, es uns zu sagen. Nach vielen Diskussionen nahm endlich der Herr Wirth mit der Hälfte seiner Forderung vorlieb. Nach Mitternacht begaben wir uns wieder zu Schiffe; der Wind war nur sehr kurze Zeit gut, ungeachtet der anhaltenden Arbeit unserer Ruderer kamen wir fast nicht vorwärts; die Landwinde verhinderten uns anzulanden. Endlich gewannen wir den Hafen von Savona, und es gelang uns, daselbst einzulaufen. Die Stadt hat eine ziemliche Ausdehnung und es scheint Industrie da zu herrschen. Wenn sie nicht unter genuesischer Herrschaft stünde, so würde der Handel ohne anderes in Aufnahme kommen, da besonders ihre Lage so glücklich ist; allein aus Eifersucht schränkt Genua ihn so viel als möglich ein.

Die Regierung verschüttete ihnen aus eben diesem Grund die Hälfte ihres Hafens, der groß und gut war. Solche Prozeduren machen nothwendig den Einwohnern die Oberherrschaft der Republik gehässig. — Wir machten uns schon gefaßt, die Nacht hier zuzubringen, als plötzlich der Schiffer uns abrief. Wir hatten eine angenehme, aber nicht schnelle Fahrt bei schönem Wetter; an 18 Schiffe schwammen in verschiedenen Distanzen um uns her, auf der Meeresfläche spiegelte sich die Sonne bis nach 9 Uhr abends.

Am 4. Juni langten wir endlich am frühen Morgen in Genua an. Die Sonne beleuchtete prachtvoll das herrliche Amphitheater, welches die Stadt um ihren Hafen her bildet. Ehe wir unsern Fuß an's Land setzen oder unsern Wagen deparquieren lassen durften, mußten wir beim Bureau de Santé anlegen, der Schiffer gab seine Pässe ab und wir mußten uns Alle zeigen, zum Beweis, daß keine von den im Paß bemeldeten Personen krank oder gestorben sei. — Die Visitation am Thor ist ganz unbedeutend; der Kofferdeckel wird nur auf- und wieder zugemacht. Die Visitatoren sagen ganz laut, daß, wenn die auf sie lauernden Spionen, die sie wohl kennen, nicht um die Wege seien, man für mehr als 50,000 Livres Contrebande einbringen könne, vermittelst einiger 24 Sols-Stücke. —

Genua ist vermöge seiner Lage sehr bergig; die Straßen sind mit großen Steinplatten gepflastert, aber so enge, daß in den meisten kaum 3 Menschen neben einander gehen können, und daher für alle Wagen unzugänglich. Alle Leute gehen zu Fuß, selbst die adeligen, aber diese haben immer ihre Porte-Chaise bei sich; bei schlechtem Wetter setzen sie sich hinein und bei schönem wird dieselbe zur Pracht hintennach getragen; überdem lassen sie sich, selbst wenn sie nur spazieren gehen, von einer Menge Bedienter begleiten, von denen einer, als Leibhusar gekleidet, der gnädigen Frau die Schleppe trägt; die übrigen gehen hintennach

in ihrer Livree, die oft ziemlich beschmutzt und zerlumpt aussieht. Unter den Adeligen trifft man außerordentlich wenige von besonderer Schönheit an; die bürgerlichen Weibspersonen sieht man gar nicht, wenn sie über die Straße gehen, indem sich alle in ihren Mezzaro einhüllen bis an die Augen; der Mezzaro kommt ihnen gut zu statten, da es hier eine große Menge schiefe und mißwachsene Weibspersonen gibt; die Ursache davon sollen hauptsächlich die entsetzlichen Schnürbrüste sein, in die sie sich hineinzwängen.

Heute, den 6. Juni, ward ein neuer Doge der Republik gewählt. Diese Charge dauert zwei Jahre, von der Minute an gerechnet, da er gewählt ist. Während dem Interregno, das oft einen Monat und mehr währt, hat der älteste Senator das Präsidium im Senat und führt die Geschäfte. Die Wahl ist sehr weitschweifig, um alle Cabalen und Pratiquen zu verhüten. Jeder Nobile, er mag Senator sein oder nicht, kann Doge werden. Der Große Rath schlägt 30 vor; aus denen werden 15 zurückgewiesen, aus der übrigen Hälfte wählt der Kleine Rath 6, und der Große Rath endlich aus diesen 6 den Dogen. Wenn zu dieser letzten Wahl geschritten wird, so werden alle 6 in einem Zimmer im Rathhaus eingeschlossen; der Gewählte darf nicht mehr nach Hause gehen, sondern bezieht sogleich die dem Dogen bestimmten Zimmer in diesem Palais. Sobald die Wahl beendigt ist, so kommt ein Sekretär, kündigt es ihm an und führt ihn ins Wahlzimmer. Die Senatoren empfangen ihn sitzend mit bedecktem Haupt; sobald er sich aber auf den Thron gesetzt hat, so wird er proklamirt; dann nehmen sie ihre Barettchen ab und er setzt das seinige auf. Gleich darnach wird der Tag der Krönung bestimmt; gemeiniglich bleibt er bis im Winter aufgeschoben, um die große Mahlzeit fournieren zu können, die der Doge dem Senat bei diesem Anlaß geben muß und die ihn fast so viel kostet, als sein jährliches Einkommen während dieser Zeit

beträgt. Diese beträchtlichen Ausgaben wegen der Mahlzeit, der Möblierung und Ausrüstung seiner Zimmer im Palais und verschiedene andere Einrichtungen machen, daß keiner Doge werden kann, der nicht eigenes Vermögen zuzusetzen hat; denn die Revenuen, die ihm der Staat während dieser zwei Jahre gibt, sollen sich nicht über 20,000 Livres — ungefähr 660 französische Louisdor — belaufen und die Ausgaben vielleicht das Doppelte. Der jetzige, neuerwählte, Carlo Pallavicino, ist einer der ersten und reichsten hiesigen Kaufleute, besonders im Assekuranzhandel; nun muß er während dieser zwei Jahre unter einem andern Namen handeln.

Wir sahen ihn aus dem Rathszimmer nach seinen Appartements hingehen, den rothen Talar über seine schwarze Kleidung angezogen, mit einem rothen Barettchen in der Hand, von allen Senatoren paarweise begleitet. In Gala ist er vom Kopf bis zu den Füßen ganz roth angezogen. Die Ceremonie der Krönung kommt von dem ehemaligen Besitz der Insel Corsika her; und um dem Dogen diesen eitlen Glanz zu lassen, leitet man diese Würde von einem elenden Inselchen, Capraja her, das bei Corsika liegt und der Republik gehört. Die Kinder eines Dogen, die während seiner Regierung geboren werden, sind geborene Prinzen; der Fall ereignet sich aber fast nie, weil immer alte Leute diese Stelle kriegen, und überdem von ihren Weibern entfernt leben müssen, weil diese nicht im Palast wohnen dürfen. Der Doge muß allemal um Erlaubniß fragen, wenn er den Palast verlassen will, auch nur um nach Hause zu gehen. Das Sprüchwort sagt ganz recht: Dux est rex in purpura, senator in toga, in urbe captivus, extra urbem privatus. Er ist der wirkliche Sklave der Republik; er präsidirt im Senat, kann aber nicht das Allergeringste thun ohne Zuzug desselben; er darf nicht einmal die einlaufenden Staats-Depeschen erbrechen, ohne die zwei ihm dazu beigeordneten Senatoren. Die Gesetze schreiben ihm

einen sehr großen Pomp und ein weitläufiges Ceremoniell vor, wenn er sich öffentlich zeigen will, wozu jedesmal die ausdrückliche Erlaubniß des Senats erfordert wird; solche Weitläufigkeiten unternimmt man aber ohne wesentliche Ursachen nie und dadurch wird der Beutel der Dogen und der Republik geschont.

Zudem ist jener gemeiniglich ein alter Mann, der sich nicht viel um solche Sachen bekümmert, um so mehr, da er alle Abende Gesellschaft bei sich im Palast haben kann. Eigentlich soll, wenn er ausgeht, auf einem Thurm des Palastes eine Fahne ausgesteckt werden, die man wieder wegnimmt, wenn er zurückkommt. Insgeheim aber und verkleidet kann er wohl ausgehen, wenn seine Leute reinen Mund halten und kein Aufsehen erregt wird.

Die Republik lebt, wie bekannt, in einem beständigen Krieg mit den Seeräuber-Staaten in Afrika, und dieser Umstand ist es, welcher der Ausbreitung ihrer Handlung und Schiffahrt entsetzlich im Wege steht. Frankreich, der erste Alliierte der Republik, ist in dieser Absicht ihr eifersüchtigster Gegner; es weiß durch seine Intriguen den Frieden mit den barbarischen Staaten immer zu hintertreiben, weil es besorgt, daß dadurch der Handel nach der Levante sich von Marseille nach Genua ziehen könnte, wenn dieser Staat freie Schiffahrt bekäme. Mit Marocco ist es jedoch unlängst zu einem Frieden gekommen, der die Republik 12,000 Dukaten nebst andern ansehnlichen Geschenken gekostet hat. — Allein Frankreich geht so weit, daß es der Republik nicht erlaubt, ihre Seemacht, die aus 4 Galeeren besteht, um ein einziges Schiff zu vermehren, damit sie ja immer unten bleiben und sich niemals den Seeräubern furchtbar machen solle. Jetzt wird eine neue Galeere gebaut; dann muß aber eine von den alten abgetakelt werden. Die Galériens sind theils gefangene Türken, theils Verbrecher, theils auch desperate Kerls, die sich aus Elend und Dummheit für 50 Livres selbst auf zwei Jahre auf die Galeere verkaufen; diese werden an Ketten geschlossen und in Allem

den andern gleichgehalten. Bisweilen müssen sie in den Schiffswerften helfen, Holz und andere Materialien herumschleppen. — Neben den 4 Galeeren prangt eine kleinere, die man vor einiger Zeit den Seeräubern abgenommen hat. Jede Galeere hat 60 Ruder und an jedem Ruder 5 Mann; die zwei äußersten, die beim Arbeiten am weitesten ausholen müssen, und also den beschwerlichsten Platz haben, sind allemal Türken. Die Galeere ist der beständige Aufenthalt der Sklaven; wenn sie still liegt, so haben sie meistens nicht das Geringste zu thun; daher werden viele schlechte Kerls in dieser saubern Gesellschaft noch schlimmer, wenn es möglich ist. Sie haben alle den Kopf ganz rasiert, um die Insekten zu verhüten. Die Genuesen, die in Kriegsgefangenschaft gerathen, werden meist losgekauft, aber die Türken nicht also von ihren Landsleuten. Es gibt indessen welche unter ihnen, die sich in langer Zeit und mit vieler Mühe ein Vermögen erwerben und dann sich mit 8 – 1200 Livres loskaufen. Sie fangen nämlich einen kleinen Handel an, meist damit, daß sie einigen von ihren Kameraden, die gerne Geld hätten, um Branntwein zu kaufen, ihr Bisquit abhandeln und dann beim Verkauf ein paar Denicor damit gewinnen. Haben sie auf solche oder andere Art etwas gesammelt, kaufen sie Baumwolle, lassen durch andere Sklaven Strümpfe stricken und verkaufen sie. Dann steigen sie höher, schaffen sich etwas Kaffee, Liqueurs u. s. w. an, welches sie theuer genug bezahlen müssen, wenn es ihnen nicht glückt, etwa durch Contrebande was zu kriegen; endlich nehmen sie Boutiquen längs dem Hafen der Galeeren hin und halten Kaffeehäuser, wo man fast alles um die Hälfte wohlfeiler hat als gewöhnlich, und so gewinnen sie durch die Länge der Zeit — indem sie sich mit kleinem Profit begnügen — mehrere 100 oder 1000 Livres. Alle Nacht aber werden sie in ihren Boutiquen angeschlossen, so wie die andern auf den Schiffen. Nichts desto weniger gibt es aber Deserteure, die glücklich entkommen. Einige erhalten die

Erlaubniß, mit ihren Waaren in der Stadt herum zu gehen; sie bleiben aber immer zwei und zwei zusammengeschlossen und jedes Paar hat einen Matrosen zur Bewachung, dem sie täglich 26 Soldi geben müssen. Wenn alle Galeeren auslaufen, so müssen auch die Sklaven, so Boutiquen halten, mit, die man sonst schont, weil sie viel Geld einbringen.

Ueber das Lottospiel, das bekanntlich noch jetzt in schönster Blüthe steht, schreibt Landolt: Noch ein schöner Beweis von der hiesigen aufgeklärten Regierung ist das Lotto, diese Schlinge, welche auch hier dem Volk zum Ruin offen steht. Der Entrepreneur, welcher dasselbe von der Regierung in Pacht genommen hat, bezahlt dafür wöchentlich 1000 Livres. Um nun auch noch für sich zu gewinnen und das Volk anzulocken, ist an jedem Lottobureau eine Traumtafel ausgehängt, worauf alle Nummern von 1—90 stehen; bei jeder ist etwas hingemalt, zum Exempel: Kirche, Fegefeuer, Jungfrau, Mönch, Schuster ꝛc. ꝛc. Wenn nun jemand einen Traum hat, der mit einer von diesen Figuren analog ist, so soll das ein Zeichen sein, daß er mit der dabei gesetzten Zahl gewinnen wird. Dadurch wird der einfältige Pöbel lüstern gemacht, sein sauer erworbenes Geldchen hier wegzuschmeißen; und solche Sachen sind von der Regierung autorisiert!

Wir besuchten die Gesellschaft der deutschen Schweizerkaufleute bei Herrn . . . . . Sie besteht aus 4 Frauenzimmern und etlichen 20 Herren. Alle Montag wechselt der Ort der Versammlung bei den Damen um. Die französischen Schweizerhäuser machen unter sich einen besondern Club. Es sind in allem hier 9 deutsche etablierte Häuser und 11 französische. Die jungen deutschen Schweizer, die in französischen oder genuesischen Häusern etabliert sind, besuchen gewöhnlich auch die deutsche Gesellschaft.

Die heute von jedem Fremden aufgesuchte Villa Pallavicini in Pegli bildete schon zur Zeit Landolts einen Anziehungspunkt. Sie hieß zwar damals Doria und Lamellini, d. h. es existierten

zwei verschiedene Parkanlagen, die heute verschmolzen sind, war aber vielfach ähnlich angelegt, wie heute mit Ermitage, Grotten, Kahnfahrt und nicht zum wenigsten mit den Vexier-Wasserwerken, die den harmlosen Spaziergänger aus dem Hinterhalt bespritzten.

Nachdem die Sehenswürdigkeiten Genua's, z. Theil mit daselbst wohnenden Schweizern, Finsler, Schinz, Schläpfer, mit aller Gründlichkeit genossen waren, wurde die Reise zur See nach Livorno fortgesetzt, mit Windstille, Gegenwind, Sturm 2c., so daß die Reisenden 4 Tage und Nächte unterwegs waren, bis sie das ersehnte Festland betreten konnten. Nachdem sie hier einige Tage verweilt hatten, ging es auf dem Landweg nach Rom, welche Stadt am 23. Juni 1785 erreicht wurde. Der erstmalige Aufenthalt in dieser Stadt dauerte etwas mehr wie zwei Monate; die Tagebuch-Notizen füllen einen ganzen Band. Aber die Lektüre ist etwas mühsam und kann füglich stellenweise mit der eines Bädekers von heutzutage verglichen werden. Die Bemerkungen über die mannigfachen Kunstwerke dürften nicht immer zutreffend sein, wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß der Verfasser erst 22 Jahre zählt. Eine Reproduktion dieser Aufzeichnungen dürfte daher kaum gerechtfertigt erscheinen.

25. Juni. Diesen Morgen ward ein Kerl, der seinen Vater in einem kleinen Dispute erschlagen und sich noch anderer schwerer Verbrechen schuldig gemacht hatte, bei der Porta del Popolo auf einem hölzernen Gerüste hingerichtet. Zuerst schlug ihm der Henker mit einer Keule ins Genick, daß er zu Boden sank und dann viertheilte er ihn. Die Exekution ging sehr langsam vor sich; die abgehauenen Arme und Beine wurden aufgehangen und der Truncus auf dem Schaffot liegen gelassen. Die Menge der Zuschauer füllte den Platz. Einige vermummte Personen, Mitglieder einer Brüderschaft, sammelten Almosen, um für die Seele des Delinquenten Messe zu lesen. Während der Exekution war in zwei Kirchen die Hostie ausgesetzt und es wurde für ihn

gebetet. — Die Familie, aus welcher der Papst — Pius VI. — stammt, ist von gutem Adel, aber sehr arm. Den einen seiner Nipoten, der sich vom Vogelschießen nährte und auf einem Esel herumritt, um seine Waare zu verkaufen, hat er in den Fürstenstand erhoben; der andere wird bald Cardinal werden. Ungeachtet ihrer reichen Kleider guckt doch noch oft der Landjunker in seiner Roheit heraus.

Die Reise des Kaisers — Joseph II. — nach Rom war ein ebenso beherztes, als politisch kluges Unternehmen. Kein Mensch in der Stadt wußte etwas von seiner Ankunft, bis er sich im Vorzimmer des Papstes zu erkennen gab, um Audienz zu begehren. Dem Kammerdiener, der hineinging, um ihn anzumelden, folgte er auf dem Fuß nach und traf seine Heiligkeit gerade — sagen wir, im tiefsten Negligé. — Der Kaiser ging gewöhnlich ganz allein durch die Stadt und oft in die entlegensten Quartiere, ohne daß ihm je das Mindeste begegnete. — Er ließ es aber auch nicht an Geldaustheilen unter das gemeine Volk mangeln und in Kurzem hatten ihm die „Ungari" (Kremnitzer Dukaten) die Anhänglichkeit in hohem Grade erworben, daß man überall mit dem größten Enthusiasmus vom Kaiser sprach und in seinem Lob nie satt werden konnte. —

Herr Trippel von Schaffhausen, den wir in seinem Studio besuchten, empfing uns sehr freundschaftlich und zeigte uns schöne Arbeiten, sowohl in Medaillen als fertigen Stücken. Das Beste, was er je gemacht hat, ist der Apoll, der als Schäfer beim Admeth über sein Schicksal zu den Göttern klagt, Lebensgröße in weißem Marmor; Diana, welche soeben erwacht und sich durch die Fackel des bei ihr stehenden Amors in Liebesglut versetzt fühlt, eine kleine Gruppe; das Brustbild der Kaiserin Katharina, kolossal, mit den Attributen der Minerva, Jupiter, wie er den Riesen überwunden hat, eine Allegorie auf den Kaiser, der den Aberglauben zu Boden wirft und die Toleranz aufnimmt u. a. m.

Es ist fatal, daß Trippel so viele Feinde hier hat, worunter Reifenstein und Hakert die vornehmsten sind. Weil er sich nicht vor ihnen biegt, sie nicht als seine Patrone erkennen, noch ihnen opfern will, so suchen sie ihn und seine Kunst bei den Fremden, die fast alle mit Adressen an sie nach Rom kommen, zu verkleinern und führen Niemanden zu ihm. Am Ende muß aber sein Genie doch noch siegen und der Welt bekannt werden. — Biermann, ein junger Künstler aus Basel, zeichnet Landschaften und illuminiert sie nach der Natur. Er schmachtete lange in der Armuth, jetzt fängt er an, bekannter zu werden und es gibt Leute, die seine Arbeiten, welche fleißig, treu und gut gemacht sind, goutieren; Trippel nimmt sich seiner so viel als möglich an.

26. Juni. Die lange Straße, il Corso, die zur Porta del Popolo führt, und außer derselben weiter bis zum Ponte molle, ist der zur Promenade bestimmte Kreis, den die vornehmen Römer alle Abend in ihren Wagen durchfahren, theils um mit ihren schönen Equipagen zu glänzen, theils auch, um über die andern, die sich hier einfinden, die Revue zu halten. Ans Spazieren zu Fuß in den Gärten der Prinzen und des Papstes denkt Niemand; vielleicht weil der Gärtner ein kleines Trinkgeld dafür erwartet, und dann auch, weil die Vornehmen es fast für eine Sünde halten, ihre Füße zu bewegen; sie fahren also lieber zwischen den Häusern in der Stadt und den Mauern der Weinberge außer derselben im Staub herum und überlassen die schönen Gärten ihren Gärtnern. — Die Villa Medicis, wo Jedermann frei hingehen darf, wird nur von Leuten aus dem Mittelstande besucht. Sowie der Abend sich nähert, so vermehrt sich auch die Menge der Kutschen und Menschen auf den Straßen, um der kühlern Luft zu genießen. Viele von der gemeinen Klasse setzen sich an die Straße außer den Häusern oder spazieren auf und nieder. Das Vergnügen solcher nächtlichen Promenaden, wo Niemand erkannt sein will, ist vermuthlich die Ursache, warum die Römer

keine Laternen auf den Gassen leiden wollen. Wenn nicht noch einige andächtige Seelen vor den Madonnen an den Ecken der Straßen Lampen anzündeten, so würde es in Rom Nachts stockfinster sein. Die Römer können es kaum ertragen, daß Fremde mit Fackeln auf der Kutsche fahren. Die Prinzen selbst bedienen sich nur einer sehr kleinen Handlaterne, welche bloß an der Vorderseite leuchtet und von einem Bedienten hinter dem Wagen gehalten wird. Wenn Jemand, der nicht erkannt sein will, auf der Straße geht, so hat er die Freiheit zu rufen: «Volti la lanterna!» und der Bediente kehrt sie auf die andere Seite.

Im Essen und Trinken sind die Römer sehr mäßig; die französische Küche hat sich hier noch nicht einschleichen können; und doch speist man an großen Tafeln gut, wenn gleich nicht so gewürzt, doch gesunder. Es gibt vornehme Häuser, die gar keine Küche haben, sondern sich ihre Mahlzeit von einem Traiteur nach einem gemachten Akkorde holen lassen, wofür sie etwa 2—3 Paoli, ungefähr 9 Groschen, par tête bezahlen. Der gemeine Mann richtet seine Mahlzeit noch kürzer ein und setzt sich oft gar nicht zu Tische. Er kauft sich gleich eine Portion von den Garköchen, die an allen Ecken der Gassen in Menge sitzen und unter freiem Himmel Fleisch kochen und braten, oder an Fasttagen elende Fische in Oel backen. Mit einem Dreier für harte Eier oder Maccaroni stillt Mancher seinen Hunger und ißt ein Stück Brot aus der Tasche dazu. Diese vielen Feuer, besonders in der langen Straße des Corso, machen bei Nacht einen artigen Effekt; aber in der Nähe dieser Garköche, Früchte- und Gemüse-Verkäufer wird man beinahe übertäubt von dem entsetzlichen Geschrei, das sie machen, um ihrer Waare los zu werden; dieses Rufen und Lärmen dauert fast ununterbrochen fort; sie lassen sich sogar nicht darin stören, wenn Jemand wirklich da steht und ihnen was abkauft.

28. Juni Nachmittags sahen wir die am Abend vor dem Petersfest gewöhnliche Ceremonie, daß nämlich der Prinz Colonna

im Namen des Königs von Neapel dem Papst eine Summe Geldes überreicht. Der Papst nennt es einen Tribut, den der König, sein Vasall, ihm als Lehensherr der Neapolitanischen Staaten zu entrichten schuldig sei. Der Prinz Colonna muß diese jährliche Ceremonie verrichten, weil er Vasall und Contestabile des Königs von Neapel ist, und in diesem Reich ansehnliche Güter besitzt. Der Zug war groß und brillant. Ein Detachement der päpstlichen Leibgarden zu Pferd eröffnete denselben, diesem folgen eine Anzahl Notarii in ihrer schwarzen Kleidung und seidenen Strümpfen, ebenfalls zu Pferd, sowie auch die Feodarii des Prinzen in beträchtlicher Anzahl. Dann erschien die mit einem silberreichen und schön gearbeiteten Schmuck behängte „Chinea" oder das weiße Pferd, auf dessen Rücken von zwei Bedienten ein großer silberner Pokal mit schön gearbeitetem Deckel gehalten ward, worin das Geschenk sollte enthalten sein; allein das ist eine bloße Formalität, denn es wird allemal in königlichen Billets schon am Morgen überreicht. Ihm folgte der Prinz zu Pferd, in einem reich gestickten röthlich seidenen Kleid, mit eben solchem Mantel, weißseidenen Strümpfen und den Hut in der rechten Hand. 80 Bediente in rother, reich mit Silber besetzter Livree waren überall vertheilt, auch eine Anzahl Tambouren und Trompeter. Den Beschluß machten 12 Galawagen des Prinzen, die fast alle in schlechtem Geschmack gebaut und ungeheure Maschinen sind. So ging es langsam der Peterskirche zu, wo der Prinz von Abgeordneten des Papstes empfangen und in die Kirche geführt ward, nebst dem Pferdchen mit dem Geschenk. Der Papst stieß in der Mitte des Schiffes, in dem von den Soldaten geschlossenen Kreis auf sie, von seinen 16 Trabanten im Lehnstuhl getragen, hörte, ohne aufzustehen den kurzen Vortrag an, der im Namen des Prinzen gemacht wird, antwortete darauf kurz und laut, — jedoch nicht so, daß ich es hätte verstehen können — und schloß mit seinem päpstlichen Segen.

Man sagt, daß er in seiner Antwort allemal gegen die Kleinheit der Summe protestirt, welche in 12,000 Scudi besteht, da ihm eigentlich 30,000 gehörten; nichtsdestoweniger nimmt er aber das Geschenk an, vielleicht wird er mit der Zeit nicht einmal mehr das kriegen. Ein schlimmes Omen ist, daß die Chinea, welche alle Jahre die nämliche und so abgerichtet ist, daß sie sich vor Sr. Heiligkeit auf die Knie niederlegen soll, diese Submission schon ein paar Jahre her durchaus nicht mehr machen will.

Es folgt sodann noch die Beschreibung des Feuerwerkes, welches den Schluß der Feierlichkeit bildet.

Am 29. Juni wohnte Landolt dem St. Petersfest, das mit großem Pomp in der St. Peterskirche begangen wurde, bei. Mittags speisten wir bei Herrn Hakert, in Gesellschaft von Hrn. Rath Reifenstein, Herrn Bibliothekar Cronthals, eines jungen Domherrn von Mainz, ein paar Damen und noch einigen Herren.

Hakert und Reifenstein waren beide arme, unbedeutende Künstler, da sie nach Rom kamen, und lebten lange in der Dunkelheit. Von letzterm sieht man hie und da einige sehr mittelmäßige Portraits, unter andern auch eins in der Gallerie zu Florenz. Indessen kann man ihm einige Wissenschaft und Kenntniß der Kunst nicht absprechen. Winkelmann bemerkte dies, unterstützte ihn und gab ihm dann und wann Fremde herumzuführen, die er nicht selbst übernehmen konnte. Dadurch wurde er nach und nach bekannt, und nach Winkelmanns Tod gleichsam als der Zögling desselben betrachtet, an den sich alle vornehmen Fremden adressirten. Von einem einzigen, den er herumführe, erhält er gewöhnlich ein Geschenk von 100 und mehr Louis d'or nebst Uhren, Tabatieren u. s. w. Auf solche Weise hat er sich ein Einkommen von 2500 Scudi gesammelt und bezieht überdieß noch eine Pension vom russischen Hof, dessen Aufträge er, in Absicht auf den Ankauf von Kunstwerken, hier zu besorgen

hat. Sowie Reifensteig stieg, zog er auch seinen Freund Haker nach sich, welcher, ohne ihn, niemals zu seinem jetzigen Rénommée gekommen wäre. Der erste und größte Schritt zu Haker's Glück kam von Graf Orlewker, der gleich nach geendigtem Türkenkrieg sich hier aufhielt. Er wollte 10 Schlachten, die er über die Türken gewonnen hatte, malen lassen, um der Kaiserin ein Geschenk damit zu machen. Er übertrug die Arbeit einem sehr geschickten englischen Künstler und versprach ihm für jedes Stück 1000 Zechinen. Kaum aber hatte er Reifenstein kennen gelernt, so wußte dieser ihn ganz und gar umzustimmen, so daß er den getroffenen Handel brach und dem Haker für eben die Summe die Arbeit auftrug. Dieser entsetzliche Gewinn floß wie natürlich auch zum Theil in Reifensteins Beutel, und nun fingen sie an sich auf einen viel größern Fuß zu setzen. Jene 10 Stücke fielen indessen so elend aus, daß sie in Kurzem aus der Gallerie in Petersburg weggenommen und in einen Winkel geschmissen wurden, u. s. w.

16. Juli. Abends war das erste Stiergefecht. Ein Spanier hat die Entreprise davon. Drei Büffel und drei gewöhnliche Ochsen werden nacheinander herausgelassen und 4 Männer stellen sich gegen sie; der, gegen den der Ochs anläuft, hält einen kurzen, ausgebreiteten Mantel vor, und so wie er stößt, springt jener seitswärts hinter ihn und schwingt den Mantel über ihn weg. Dann wird ein Hund gegen den Ochs gehetzt, der ihn am Ohr packt; wenn sie sich ein paar Minuten herumgerissen haben, so wird der Hund weggenommen und der Stier kehrt mit zerbissenen Ohren in den Stall zurück. Die ganze Sache endigt sich damit, daß man einem Stier etwas Feuerwerk an die Hörner bindet, das ihm aber keinen Schaden thut, sondern ihn bloß ein wenig springen macht. Der Dummheit dieses Schauspieles ungeachtet waren viele Leute da. Allen Ochsen, die auf dem Kampfplatz erscheinen, wird vorher tüchtig

zur Ader gelassen, damit sie ja nicht zu viele Kräfte haben, und man desto leichter mit ihnen auskommen könne.

21. Juli. Die Kirche S. Girolamo della Carità ist merkwürdig wegen dem Gemälde des Hochaltars von Domenichino. Es stellt den Hieronymus vor, wie er das Abendmahl empfängt und darüber in Ekstase geräth. Das Bild ist in der Peterskirche en mosaique copiert. In Absicht auf malerischen Werth hält man es im Rang für das zweite in Rom, und weist ihm seinen Platz gleich nach Raphaels Verklärung an. Domenichino arbeitete zwei Jahre lang daran und bekam 50 Scudi dafür. Die Cabale seiner Feinde war so groß, daß er allgemein verschrieen und verachtet ward; man nahm es vom Altar weg und schmiß es in eine Kohlenkammer, wo es viele Jahre lang steckte und ganz vergessen war. Endlich, da Carl Mavott den Auftrag bekam, ein gutes Bild für diesen Altar zu malen, erinnerte man sich bei dieser Gelegenheit wieder einer sogenannten Schmiererei, die ehemals hier gestanden hatte. Man suchte sie hervor, damit Movatt das genaue Maaß darnach für sein zu machendes Bild nehmen könne. Dieser nahm das Gemälde nach Hause und fing an, es ein wenig zu säubern. Sowie die Farben wieder etwas zu sich selbst kamen, entdeckte er den Pinsel des Domenichino. Voll Freude über diesen so lang verkannten und gleichsam verlorenen Schatz benachrichtigte er den Papst davon und das Bild wurde im Triumph nach dem Vatikan getragen, in Begleit einer Menge Volks. So widerfuhr endlich dem Künstler lange nach seinem Tode Gerechtigkeit, da er in seinem Leben nur mit Neid und Unterdrückung zu kämpfen hatte.

Die Villa Pamphili ist gewiß die schönste unter allen Villen in der Gegend von Rom. Das Haus ist in niedlichem Styl gebaut, und von außen mit antiken Statuen, Büsten und Bas-Reliefs, vielleicht nur zu sehr, überladen. Der Garten ist sehr weitläufig und gut eingetheilt und die Aussicht auf der obersten

Altane vortrefflich. Schade ist's, daß im hohen Sommer Niemand hier bleiben kann, weil die Luft nicht gesund ist. Allein nicht nur im Sommer, sondern das ganze Jahr aus und ein, ist dieß herrliche Landhaus unbewohnt; Niemand getraut sich eine Nacht hier zuzubringen; denn das ganze Haus David vom Cardinal an bis zum letzten Lakaien ist fest überzeugt, daß die bekannte Donna Olimpia und die Seelen der Leute, die sie hat ermorden lassen, hier herumwandeln. In jenes Weib war ihr Schwager, der Papst Innocenz X., sterblich verliebt. Er konnte gar nicht ohne sie leben; waren sie etwa mit einander uneins geworden, so aßen und tranken S. Heiligkeit nicht eher das Geringste, bis die Geliebte wieder versöhnt war und ihm selbst das Essen reichte. Sie war es eigentlich, welche während seinem Papstthum die ganze Regierung eigenmächtig führte. Wer was haben wollte, mußte sich an sie wenden und mit hinlänglichen Summen Geldes dem Gesuch den Nachdruck geben. Wer etwas geradezu vom Papst begehrte, dem rieth er selbst die Sache der Donna Olimpia vorzutragen. Unbegrenzte Herrsucht und Geiz waren ihre ersten Leidenschaften; alles zitterte vor ihr. Sie hatte einen einzigen Endzweck, nämlich ihr Haus reich und mächtig zu machen, welches ihr auch gelang. Denn sie scharrte von allen Enden so viel zusammen, als nur möglich war. Wollust und Grausamkeit waren zwei andere, ebenso starke Züge ihres Charakters. Sie lockte die schönsten, jungen Leute an sich, und die, von denen sie sich nicht unverbrüchliche Verschwiegenheit versprechen durfte, wurden beim Weggehen durch eigens dazu bestellte Bedienten erdrosselt und in einen unterirdischen Behälter geworfen. Niemand durfte bei ihrem Leben so was nur muthmaßen, ungeachtet dann und wann junge Leute plötzlich vermißt wurden. Erst nach ihrem Tode ward die Sache bekannt.

6. August. Heute war zum ersten Male in diesem Sommer der Platz Navonna unter Wasser gesetzt; dieß dauert den ganzen

Monat Sonnabends und Sonntags von 20—24 Uhr fort. Man verstopft nur den Auslauf der drei großen Fontainen und das Wasser schwellt sich bald so an, daß es in der Mitte über 3 Fuß hoch steht. Dort ist aber auch der Platz so vertieft, daß es etwa 6 Fuß weit von den Häusern zu beiden Seiten entfernt bleibt. Viele Leute fahren dann in Wagen darin herum spazieren, um der angenehmen Kühlung zu genießen, die das Wasser verschafft. Hier kann man sich einen kleinen Begriff formieren von den Naumachien bei den großen Schauspielen der Alten.

9. August. Nachmittags hörten wir einer Disputation zu, die von Dominikaner Mönchen in der Kirche alla Minerva gehalten ward. Die Einwürfe und Antworten waren alle so vollkommen abgemessen und jeder sprach sein Latein so fertig und ohne den mindesten Anstoß an einer einzigen Silbe, daß 10 gegen 1 zu wetten ist, alles bis auf das letzte Wort war vorher in Eintracht ordentlich aufgesetzt und auswendig gelernt. Die Angriffe waren sehr leicht und der Opponent legte sich gleich zum Ziel, um nicht etwa den Schein auf sich zu laden, als wenn er an ketzerischen Meinungen Vergnügen fände. Hin und wieder kriegten Calvin und Luther einige Seitenhiebe. Eine von den vier in größtem Folioformat, mit obenanstehendem mächtig großen Holzschnitt, gedruckten Teribus behauptete, daß die Kirche niemals im Gauben irren könne. Der Opponent bewies das Gegentheil durch das Beispeil der Israeliten, welche ja das goldene Kalb angebetet hatten; allein der Respondeur bewies, daß sich nicht die ganze Kirche geirrt hätte, sondern nur der leicht zu verführende Haufe des Volkes wäre abgewichen. Moses hingegen, der Führer des Volkes, der Gesandte Gottes und ein sehr wichtiger Theil der israelitischen Kirche wäre Gott treu geblieben und hätte das Volk gleich wieder auf den rechten Weg gebracht. Der Opponent gab nun sogleich seine Meinung auf.

11. August. Der verstorbene Mengs — gest. 1779 in Rom — hatte schon in seinem 12. Jahre 1000 Thlr. Pension vom sächsischen Hof; er verlor sie aber durch seine, dem Hof mißbeliebige Heirat. Der jetzige König von Spanien, damals König von Neapel, lernte ihn kennen und schätzte ihn vorzüglich wegen einem kleinen Magdalenenkopf, den er ihm gemacht hatte; diesen Kopf ließ er ganz mit Diamanten umfassen und führte ihn auf Reisen mit sich. Den Mengs berief er nach Spanien, gab ihm 6000 Thaler Gehalt und begegnete ihm mit aller Achtung. Nur der trotzige rohe Charakter des Künstlers war Ursache, daß er ihn nicht zum Granden von Spanien machte, welcher Mengs doch ambitionierte. Selbst dem Könige begegnete er oft grob; wenn er was gegen ihn im Kopfe hatte und zu ihm gerufen ward, so ließ er sagen, er wäre nicht wohl und ging gleich darauf spazieren, um zu zeigen, daß er nicht hätte kommen wollen.

Die meisten seiner Arbeiten giengen nach Spanien. Er hatte ein Studium in Spanien, eines in Rom und eines in Florenz, alle drei reich mit Modellen versehen. Ungeachtet er bei seinem Leben mit seinem Pinsel im Ganzen gewiß ein paar mal 100,000 Scudi verdiente, so hinterließ er bei seinem Tode kein anderes Vermögen, als seine Modelle, viele halb und ganz ausgeführte Handzeichnungen, und einige Malereien. Aus diesem, das fast Alles von Höfen gekauft und generös bezahlt ward, erlöste seine hinterlassene Familie 30,000 Scudi; 13 schöne Handzeichnungen kaufte die Großfürstin von Rußland für 1000 Zechinen. — Pichler, ein Deutscher, ist dermalen der berühmteste Steinschneider in Rom. Er hat immer außerordentlich viel bestellte Arbeit. Für eine Camee läßt er sich 40 Zechinen bezahlen. Oft arbeitete er so ganz in antikem Styl, daß seine Steine schon für Antiken verkauft worden sind. Ein Cavalier, der auf diese Art angeführt war, erstaunte, einen zweiten Stein, dem seinigen völlig ähnlich, an der Hand eines andern zu erblicken. Sie unter=

zogen sich beide der Entscheidung Pichlers, welcher Original und welcher Copie sei, und er erklärte, daß beide von seiner Arbeit seien, da doch bisher alle Kunstkenner, sogar Winkelmann, den einen für eine vortreffliche Antike gehalten hatten. Der Medusenkopf, im Cabinet Strozzi, in Taglio, wird für den besten antiken Stein unter allen in der Welt gehalten. Weder Pichler, noch sein Vater haben es je gewagt, ihn zu copieren.

20. August. Abends hörten wir die Controverspredigt gegen die Juden an, die alle Sonnabende in einer Kapelle bei der Kirche Trinità dei Pellegrini gehalten wird. Dieses Volk, das in allen Absichten schon gedrückt genug ist und in dem verworfensten Winkel der Stadt — il Ghetto — leben muß, ist verbunden, alle Sonnabende, — gerade an seinem Sabbate — 300 Personen, Männer und Weiber, in diese Predigt zu schicken, die von einem Dominicaner-Mönch gehalten wird, jeder mangelnde Kopf bezahlt 2 Paoli. Vor dem Anfang der Predigt werden ihnen die Ohren visitirt, ob sie nicht etwa mit Baumwolle verstopft seien; auf den Betretungsfall ist eine hohe Geldstrafe gesetzt. Während der Predigt geht beständig ein Kerl mit einem langen Stock herum, womit er die etwa einschlafenden aufweckt. Leute waren nur an 150 da; die Männer sind von den Weibern durch einen Vorhang abgesondert. Der Prediger bestritt mit aller mönchischen Beredsamkeit die Irrthümer ihrer Religion; besonders zog er gegen die Lehre einiger Rabbiner los, daß der Mensch zwei oder drei Seelen habe, daß die Seelen der Bösen nach dem Tod in Schweine fahren u. s. w. Dabei schlug er heftig auf die Kanzel, spazierte hin und her, wenn er ihnen so einen kräftigen Brocken hingeworfen hatte und machte ein so despotisches Gesicht, daß man nicht begreifen kann, wie die Juden so verstockt sein konnten, daß sie sich nicht stante pede taufen ließen. Ein deutlicher Beweis des auf ihnen ruhenden Fluchs, daß sie so fest an ihrem Glauben weggiengen, wie sie gekommen waren.

Den Schluß des Tagebuches über den ersten Aufenthalt in Rom bilden „einige Bemerkungen über Rom, Sitten und Lebensart, vorige und jetzige Regierung", stellenweise eine Rekapitulation von früher Erzähltem.

Nach einem kurzen Rückblick auf den Vorgänger, den Papst Ganganelli, kommt L. auf seinen Zeitgenossen zu sprechen. Der jetzige Papst, Pius VI., ist aus einer altadeligen, aber sehr armen Familie. Er hat seine Erhebung hauptsächlich dem Cardinal Albani zu danken. Jeder Cardinal bleibt gemeiniglich auf der Seite derjenigen Familie, aus welcher der Papst war, der ihm den Hut gegeben hat; daher hat Albani viele Anhänger. Der Familien-Name des Papstes war Braschi, bei der Papstwahl kam noch ein Mitglied der Familie Orsini in Betracht, doch gelang es den Bemühungen des genannten Cardinals, das hl. Kollegium zu Gunsten des Erstern zu stimmen. Auf diesen Papst ist L. nicht sehr gut zu sprechen; doch glaube ich, daß, wie das bei hohen Personen oft vorkommt, eine Menge Anekdoten in Umlauf waren, die L. vielleicht ein Bischen zu wenig auf ihre Wahrhaftigkeit prüfte. Auch hat er sich wohl hauptsächlich in antipäpstlichen Kreisen bewegt und es eignet sich das, was da gesagt und geklatscht wurde, weniger zur Veröffentlichung. — Am 27. August verließ Landolt Rom und setzte seine Reise nach Neapel fort.